

Letzte Radelfahrt

Autor(en): **Schaffner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **51 (1947-1948)**

Heft 24

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672772>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Letzte Radelfahrt

Vor zwölf Tagen sah ich einen eifrigen Jungen an seiner Skiausrüstung hantieren. „Die Mutter hat gestern geheizt,“ entschuldigte er sich zuversichtlich, „nun wird es bald losgehen!“

Für mich war das der letzte Ansporn, noch einen Tag früher zu fliehen vor der weißen Saison in den goldenen, warmen Herbst hinein. Winter? Nein, ich konnte noch nicht an die Brettlein denken, solange die herrlich freien Straßen der Heimat ins Weite lockten.

Am gleichen Nachmittag radelt ein stiller Bewunderer der Landschaft dem blendenden Spiegel der Alpnacherbucht entlang. Die ganze Landschaft ist in ein einziges Lichtmeer getaucht. Ist das die Gandriastraße am nördlichen Alpenrand? In lichtwarmen Farben strahlt eine prächtige Naturbühne um mich. Die Kulissen scheinen zu atmen, die Scheinwerfer im Unendlichen zu liegen. Nicht nur die rahmenden Hügel der Voralpen, auch die fastgrünen Matten mit den weidenden Herden, die Häuser und Gärten, auch das letzte Bleichgesicht am Wegrand ist überflutet von demselben Licht. So ist die Brünigstraße. Und immer zarter, matter, dunkler wird das Bild — und immer anders, noch feiner fast. Am Lungernseelein schaut man noch einmal die stille Pracht im ebenen Spiegel, lebendig und doch so ruhig, als wäre das alles irgendwo kristallisiert, Berg, Baum und Haus, wie in feines Glas gegossen. Mit der Steigung gegen die Passhöhe wachsen die Schatten. Kalt, fast frostig verdrängt die Dämmerung die letzten Reste sommerlicher Wünsche. Der Milchbub haucht in seine braunen Hände. Späte Spaziergänger huschen in ihre Herberge, in ihr Heim. Und ich?

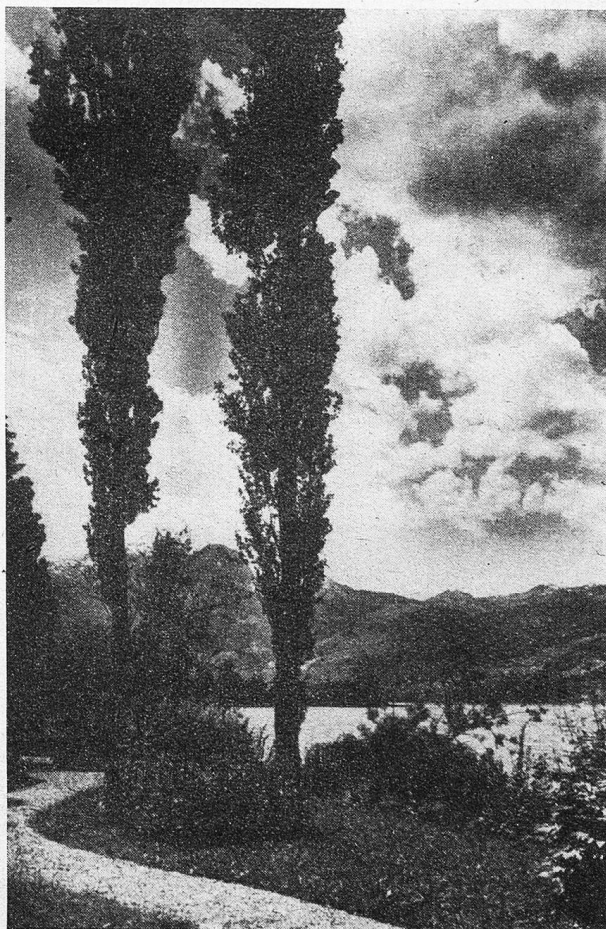
„Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr,
wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,
wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben
und wird in den Alleen hin und her
unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.“

So hat Rilke den Herbsttag gezeichnet. Ich weiß jetzt nichts zu schreiben, gar nichts. Ich will noch wandern, erleben.

Und ich bleibe nicht lange allein. Drei mun-

tere Berner Burschen fahren mit ihren hellen Scheinwerfern vor und bevölkern die einsame Bauernstube mit jenem lieben Humor, den man nur geschenkt bekommt. Wenn fremde Wanderer an entlegener Stätte ihren Weg kreuzen, sind sie bald gute Freunde. Ich habe mich schon oft gefragt, warum im Getriebe der Stadt dies nicht ebenso sein kann — aber die Frage ist eitel.

In irgendeinem „Krug zum grünen Kranz“ vermitteln wir einander bei einem süßigen neuen Most unsere Pläne, unsere Herkunft, unsere Erfahrungen. Ganz selbstverständlich ist das alles, als wären wir dazu aufgeboten. Morgen früh wollten die einen „uche“, die andern „ache“. Eine besinnliche Sternstunde unter klarem Nachthimmel beschließt den Tag. Erst am späten andern Vormittag ist der herz-



Am Sarnersee

Photo von J. Wellauer, St. Gallen

liche Abschied. Man sticht durch den Morgen-
nebel — ins Graue.

Ich bin wieder allein auf dem glatten
Asphalt, mit dunkeln Stämmen und buntem
Laubwerk, mit stillen Hütten, Holzfuhrwerken
und seltenen Kraftwagen. Also bin ich doch
nicht allein.

Und oben auf der Wasserscheide siegt wieder
die Sonne. In herrlicher Schussfahrt ist schnell
ein neues Flußgebiet erreicht. Der senkrechte
Felssturz bei Brienz reizt mit seinen prächtigen
Gesteinsfalten zur ersten Aufnahme. Ich stelle
meinen Apparat auf einen Hagpfosten.

„Schön, he? 's isch scho hundert Jahr eso!“
spöttelt ein Passant.

Ich öffne meine Sinne vor der herrlichen
Landschaft, bis hinauf ins Randertal, wo ich
den Lötjchbergtunnel müde und angenäht er-
reiche. Mein kecker Plan, die Grimselstraße, ist
begraben.

Ob drüben im Wallis ein anderer Himmel
wartet? Die verregnete Station Goppenstein
schmeckt noch nicht nach dem Land, wo Sonne
und Wein fließt. Weißendfalk, aber wildroman-
tisch ist die Abfahrt ins weite fremde Tal,
siebenhundert Meter hinunter auf dem steilen
Kurvenweg. Aber schnell geht es.

Stopp. Eine mächtige Ebene ist das mit
schnurgerader Straße, kilometerweit mit Pap-
peln besäumt, weidende Herden links und

rechts, Simmentaler, immer noch Rotschekken
wie drüben im Bernerland. Erst weiter unten
sind sie braun, dunkelbraun und fast schwarz:
das ist die rechte Walliserkuh. So finde ich sie
wieder im Val d'Anniviers mit den anmutigen
Dorfnestern. Es gibt zweierlei Wallis: Da ist
einmal das große Haupttal mit seinen weiten
Ebenen, Wiesen, Aekern, Steppen, mit den
reichen Weingärten an den Südhängen. Da
sind auch die Dörfer und Städtchen mit ihren
Burgen, ihren grotesken Weinkellern und Han-
delshäusern, mit ihrer gemischten Bevölkerung,
den Welschen und Deutschschweizern. Die andere
Welt liegt abseits des Rhonetals, eine entlegene
Stufe höher über steilen Kurven, stundenweit.
Dort öffnen sich auf einmal lieblich sonnige Tä-
ler, Seitentäler mit stillen Bergbauern, die in
engen Häusernestern aus dunkelbraunem Holz-
werk auf großen Steinen wohnen — die der
Fremde immer wieder malen oder knipsen
möchte. Soll ich diese Lust verdrängen oder
noch mehr „Wasser in die Rhone tragen?“

Ich strebe immer weiter hinein und hinauf,
fatten Rasenborden entlang, wo mich dunkle
Ruhagen aus samtbraunen Prachtschädeln
anglozen. Sie haben mich — wir haben uns ja
wirklich noch nie gesehen. Dann folgen wieder
schroffe Felswände, tunnelartig unterhöhlt oder
durchbohrt, einmal sommerlich heiß, dann wie-
der frostig kalt, im Schatten durch wildwälbige
Promenaden, wie sie kein Park
bieten kann. Und immer noch
rauscht der Fluß tief unten in
versteckter Schlucht. Leppige
Beerenstauden hängen ihre ro-
ten Früchte ungezählt in den
Weg hinein: „E Leighüfeli“,
Hagebutten von einer schönen,
wohlgenährten Art, wie ich sie
nie sah. Auf dem Rückweg will
ich schnell meine größte Papier-
hülle aus dem Rucksack klaben
und von dem goldenen Ueber-
fluß sammeln.

Das sonnige Tälchen will kein
Ende nehmen. Immer noch
strahlen die weißen Zacken in
unerreichter Ferne, immer wie-



Sachseln mit Sarnersee

der lockt eine neue Wegbiegung, ein neues Dörfchen mit andern braunen Hirten und Ackerfrauen in schwarzen Kleidern.

Biffone, St. Luc, Aher, Zinal. Der Weg wird zur gepflästerten, engen Gasse. Auf einmal steckst du wie in einer unbedachten Stube drin auf dem kleinen heimeligen Dorfplatz, wo der mächtige gelbe Autocar kaum Raum findet. Und doch ist das eine Garage, sind da Post, Wirtshaus und Kaufladen in ihrer primitiven Art. Ein herrliches Glas Döle zum harten Käse auf dem heißen Brettertisch im Freien erwärmt auch den hintersten Gemütswinkel. Sie sei eine echte

Walliserin, der Vater von Sion, die Mutter von hier, erklärt die braune Maid mit den schwarzen Haaren. Und ich muß bekennen, so etwas noch gar nie in einer unserer Ostschweizer Walliserstuben und -kannen begegnet zu sein.

Einen einzigen großen Fehler hat der wolkenlose Herbsttag: er ist viel zu kurz. Abends fünf Uhr beginnt leise, aber unerbittlich die Dämmerung. Jetzt an die Arbeit! In einer guten Stunde habe ich drei der glühenden Beerenbüsche geleert. Feurige Goldfäßchen purzeln hüschelweise wie rote Trauben durch die Finger und füllen einen großen Papier sack prall auf. Ein Fünfkilofistchen wird nicht genügen für die reiche Sendung.

Nun aber gut halten, treues Radelroß! Auf dem Weg bis Sierre kann nicht geslickt werden. In ein bis zwei Stunden sei der Talboden zu erreichen, wird mir erklärt. Aber beglückte Kreaturen haben Flügel. Eine halbe Stunde später ruhen zwei heiße Naben und Pneus auf der breiten Hauptstraße. Es ist Nacht. Ein einziges Automobil ist mir begegnet. Um sechs Uhr sitze ich pünktlich bei meinen gastfreundlichen Leuten in Sierre zu Tisch.

... Dann kommt der Wimmel, la vendage. Deswegen bin ich doch eigentlich ins Weinland gefahren. Ich stelle mir so etwas wie ein Trau-



*Dorfidyll von St. Luc
Vollgepfropft sind die Hütten der eingebrachten Ernte*

benschlaffenland vor. Und sie hangen einem tatsächlich fast in den Mund. Ein Photograph schleicht vorsichtig ans Gehege, als könnte er die unberührte Pracht erschrecken, und beguckt sich den traubigen Stock von allen Seiten, ein Monstrum von Apparat in beiden Händen. Ich suche die buntgekleidete Walliserin, die süße Fendantbeeren hinter lachend weißen Zähnen verbirgt. Die Reporter müssen gute Augen haben! Wohl verdiene ich mir im gastlichen Nebberg mit viel Mühe den traditionellen Ruß, allerdings ohne die Gelegenheit, ihn auch wirklich kassieren zu können. Ich finde nämlich eine vergessene Traube, aber die Reihe gehört einer alten, eher häßlichen Vertreterin des schönen Geschlechts. Kaum sind die schweren Fässer geladen, stellt sie sich wie eine Bremer Stadtmusikantin mit einer langen Literflasche vom guten Alten dahinter auf und säuft ihren längst entbehrten Trunk. Sie möchte morgen die Flasche auch wirklich wieder leer mitbringen, spaßt ihre Herrin mit feiner Ironie. Ein junges Mädchen will ebenfalls nichts vom Genuß einer goldgelben Traube wissen: «Vous savez, on a assez!»

Sa, ich glaube, daß man genug hat. Ein geduldiger Maulesel führt das nasse Fuder auf der staubigweißen Straße den Berg hinunter

zur Trotte, zur cave vielmehr, wo die schöne Frucht auf einem riesigen Traubenberg ihrer weiteren Bestimmung wartet. Dann besucht man als neugieriger Gast die großen, modernen Mostereianlagen, wo die frische Masse Wein nach Sorten bis viermal unter mächtigem Druck gepreßt, der junge Saft, halb Wein, halb Traube, in weiten Trögen geduldig wartet, in trüben Bächen durch Kanäle fließt oder durch ein Labyrinth von Röhren geschleudert wird, um schließlich in gewaltigen prismatischen Tanks zu ruhen, zehn- bis hunderttausend Liter beisammen.

Wer mit Millionen Litern rechnen hört und diese auch wirklich sieht, der scheut nicht mehr, das dargebotene Versuchsgläschen recht herzhafte unter immer neue Hähnchen zu halten, besonders wenn da ein Sachverständiger ist, der es vormacht. „Goutez seulement!“ Da laufen nur noch Weine im Munde zusammen. Und es sind viele Sorten, vom zuckersüßen neuen aus der Presse zum halbreifen moût und dem fertigen Dôle und den vielen adeligen Verwandten, deren Namen ich in den großen Kellern zurücklasse. An den drohenden Fässern des „Enfer“ schleiche ich achtsam vorüber: der muß vom Teufel sein! Dafür ertrinkt mein linker Fuß in einer Grube, die genau bis zur steinernen Bodenhöhe aus irgendeiner Tiefe herauf mit gleichfarbiger Weinmasse angefüllt ist. Nun tappe ich recht vorsichtig an den schäumenden Massen vorüber.

Der gute Wein hinterläßt keinen Rater, nicht einmal das wirklich gute Durcheinander. Noch einmal schaue ich am andern Morgen den nüchteren Jahrmakkt der cave coopérative und der verschiedenen privaten Domänen an, traumhafte, märchenähnliche Erscheinungen für den fremden Zuschauer. Da warten die Weinbauern und Bäuerlein mit ihren gefüllten Fässern oder Kisten oder Kesseln auf Wagen und Karren stundenlang, Tag und Nacht, in einem langen Zug, der durch die Dorfstraße geht. Geduldig hocken sie auf ihren Gefährten, stehen neben den Tieren, bis sie endlich an der Reihe sind: hart vor der Brückenwaage, wo der Ertrag ihrer Jahresarbeit gewogen und genau notiert wird.

Noch einmal stehle ich mir eine süße Beere, um die mich niemand beneidet, vom unererschöpflichen Traubenberg — unererschöpflich, weil alle Pressen voll sind, trotzdem sie ohne Unterbruch Tag und Nacht arbeiten.

Dann nehme ich endlich Abschied von der ungewohnten Stätte, wo mehr Wein als Wasser fließt, setze meinen süßlebrigen Schuh wieder aufs Pedal und vertraue mich der Führung der Rhone an. Die weiten Nebberge mit den fleißigen Leutlein begleiten mich noch lange bis hinunter zum Flußknie bei Martigny.

In Sion ist Viehmarkt. Ein ungewohntes Bild: alles schwarz, dunkle Rinder, schwarze Menschen, wie ich sie im Giffischtal traf.

Bei einem wahrhaftigen Raclette à la valaisanne versuche ich von diesem reichen Tal zu scheiden, lange noch begleitet von den stehenden und fahrenden Fässern, die mit großen Buchstaben alle gleich gezeichnet sind: ORSAT. Ein Winzer an der Straße sollte mir diesen Namen erklären, der durch alle Dörfer hindurch in den verschiedenen Domänen derselbe blieb. Er versteht nicht. «Qu'est-ce que vous voulez? C'est le vin d'Orsat!» Das ist ganz einfach. Und ich muß es mit dem Gesichtlein von Johann Peter Hebel halten und mich trösten: Ein furchtbar reicher Mann muß der sein, dieser Herr Kanitverstan, bzw. Orsat, dem fast alle Fässer des Weinlandes gehören!

St. Maurice-Monthey-Montreux. Das will ich noch vor Einbruch der Nacht erreichen. Aber das Rhonetal hat seine eigenartige Lücke für den Radfahrer. Am Nachmittage hat er talwärts gewöhnlich mit starkem Gegenwind zu kämpfen. «Aujourd'hui il n'est pas fort!» will mich ein Kenner trösten. Aber ich bin schon verspätet. Rezept für ein andermal: Am frühen Morgen losfahren, oder besser die Reiseroute umgekehrt richten.

Eine kleine Panne versetzt mich auf eine Steinplatte zu lebhaften Gassenbuben. Auf die Frage, ob sie Ferien hätten, sagt der Kleinste unter ihnen feck: «On va pas à l'école, on est catholique!»

Nun geht's ohne Gegenwind Richtung Léman ins Dunkel hinein. Es liegt ein besonderer Reiz, ein letzter Ansporn in der Flucht

vor der Nacht. Im fernen Schimmer, der den See ahnen läßt, spiele ich mit mir selber den „Reiter und der Genfersee“. Man weiß, er ist nahe; man schmeckt ihn fast — und er ist doch immer noch nicht da. Oder bin ich am Ende schon...?

Die gute Straße fällt deutlich. Stopp. Mit-ten im Dörfchen stehe ich plötzlich vor einer frischfröhlichen Schar — Nachtbuben vielleicht. Aber es ist ja erst sieben Uhr. Es sind alles kleine Kerle, sogar Deutschschweizer darunter. Herzlich offen werde ich empfangen, als hätte man mich erwartet. O könnten doch die großen, die reifen Menschen, die Gebildeten, auch so fein wie die Kinder!

Neuville sei das — und dort um die Bucht liege Villeneuve.

In Montreux-Clarens, hart an den plät-schernden, dunklen Wogen, schlafe ich ruhig bis in den hellen Vormittag hinein. Es ist nicht einmal so leicht, den traulichen Garten am See zu verlassen; aber das erste Gebot des Velofahrers heißt: radeln, nicht rasten!

Der folgende Reisetag ist so voll lichter Schönheit, daß mich darüber fast die fernen Walliserberge verlassen wollen. Die Waldrän-der flammen in allen Farben, friedlich, satt, anmutig. Und immer wieder Rüche mit bunten Hirtenbuben und Mädchen, die große, runde Augen machen, wenn ich sie nach dem Weg Richtung Bern frage.

«Oh, c'est un bout!» staunen sie fast wie die Rüche. Dann muß ich lächeln und nach den Tieren fragen, nach den Namen der stolzen Schlösser...

Schön ist das Land. Beschreiben kann ich sie nicht, diese Schönheit. Da hatten die Malerinnen an der Rhone schon recht: man kann diese lichten Farben nur schlecht malen — oder eben vorüberziehen — untergehen sehen. Und das stimmt wehmütig.

Immer neues Land rollt herbei. Rüche, Rüche, Rüche. In der Schule lernten wir einmal, daß man mit Rüchen rechnen könne, daß Volks-stämme den Reichtum, das Erbe, die Mitgift, den Preis für eine Frau nach der Anzahl der Rüche berechnen. Plötzlich fühle ich mich erbärm-



*Chandolin etwas über St. Luc im Val d'Anniviers
Kirche und Dorf Chandolin, hoch auf 2000 m gelegen*

lich arm, mitten im lebendigen Reichtum dieses Landes.

Bei Avenches darf ich eine stille Feierabend-pause in der römischen Theaterruine genießen. Ein alter Mann hilft mir die grauen Mauern freundlich beleben. Auch sie sind in den glühenden Glanz der untergehenden Sonne getaucht.

Morât — Murten. Sprachgrenze.

„D'Shr chöit no einisch Hunger übercho, bis d'Shr z'Bärn fit!“ meinte die erste Berner Rüeblifrau über den Hag. Und nun tauchen sie links und rechts aus der Dämmerung heraus, die breiten Bernerhäuser mit den großen Dächern und üppigen Blumenfenstern. Satte Kinder, Rot- und Schwarzschecken, treiben heimzu. Durch die Weiler geht ein gemütlicher Strom pfeifend und plaudernd zur Hütte. Ueberall riecht es nach Stall, nach Milch, nach Feierabend. Kinder und Hunde karren um die Wette dorthin, wo auch der fremde Radler seine rationierte Portion erhält, für 'nes Bäni. Warum

kostet so ein Glas Milch in der Ostschweiz zwanzig bis fünfundzwanzig Rappen, wird im Wirtshaus bis fünfzig dafür gefordert? Ich weiß, daß solche Fragen jetzt nicht passen, auch nicht in der Nähe des Bundeshauses, wo ich bald einkehren will.

Die Nacht und den halben Vormittag verjchlafte ich herrlich weit oben in einem entlegenen Hof bei einem Dienstkameraden, der so lange keinen Alarm mehr verspürt hat.

Noch einmal tut sich ein klarblauer Himmel auf. Ein mächtiger Milchkrug, der nie leer wird, ein großes, schwarzes Brot und ein verführerisch großer Hunghafen stehen da auf dem Frühstückstisch. Die ganze Familie ist schon lange an der Arbeit. Immer wird da geschafft, nie gehehrt. Beim Birnenrüsten ist noch Zeit für die Radionachrichten — denn man lebt doch nicht hinter dem Mond. Aber man geht mit der Sonne. Mein kleines Verlegenheitsgeschenk, die in der Stadt zusammengesuchten Schokoladetafeln, werden kaum beachtet. Man ist satt, nicht ängstlich gereizt und erpicht, dieses oder jenes Produkt noch schnell vor der nächsten Rationierung zu ergattern. Man kennt keinen Hunger, auch nicht den nach Reichtum und Ruhm. Man lebt mit der Erde, mit Feld und Wald, als Erdengeschöpf. Und sie gibt immer etwas. Sie nährt und kleidet. Die täglichen Probleme verwachsen mit der gefunden Arbeit von früh bis spät. Man kennt keine Nur-Problematik. Jedes Kind weiß, daß man morgen wieder grasen, füttern, melken, ackern, holzen, kochen, weiden muß — und übermorgen wieder einmal in die Stadt.

Man hat Kinder in jedem Alter, von denen jedes sein Tagwerk verrichtet, vom Viehhüten bis zum Marktfahren. Und man hat Raum und Zeit für sie alle. Sie können sich arglos bewegen, weit herum, ohne den zerstörenden Zivilisationskødern der Stadt zu verfallen. Wenigstens da oben noch ist es so, wo kein Postauto und kaum ein Müßiggänger hinkommt, es sei denn ein lieber Gast. Wohin sie ihre tägliche Pflicht oder Muße führt, begegnen die Familienglieder vom Waldbhof der Natur, die — und wäre sie noch so grausam — unerbittlich gerecht und sauber ist, auch im größten Schmutz.

Wunderbar ist so ein stiller Abend der Regsamkeit, wo man keine künstliche Zerstreuung suchen muß. Ruhglocken, die heilige Sinfonie ländlicher Friedens, leuchtende Geranien hinter kleinen Fenster Scheiben, der knisternde Feuerherd mit der nie verlöschenden Holzglut, hart am Waldrand, wo eben noch ein wuchtiger Reifighaufen auf fleißige Hände wartet, die Speicher voll eigener Frucht. Obst, Gemüse und eine Mutter ohne Rast, aber voll Ruhe, Verständnis und Treue — so ist das rechte Landhaus, das Leben mit der guten Erde.

Anderntags überrascht mich im Emmental der Sturm. Die ersten Schneeförner peitschen Gesicht und Hände, setzen sich in den Spinnweben der Waldbäumchen fest. Die Jacke erstarrt. Ein dünner, weißer Schaum beklebt Dächer und Straßenränder. Ich habe Lust zu warten.

Am nächsten Morgen ist auch die Landstraße weiß. Eine dicke Schneedecke mit einer einzigen Doppelrinne zeigt den Weg. Naß und schwer liegt's über den Blattkronen, unter denen die Vögel hastig, offenbar verwirrt umherstirren und gehalten zwitschern. Singen sie vielleicht: „Niene geits so schön u luschtig?“

Ein paar Buben stampfen sich durch die pflutschige Masse. Es muß lustig aussehen, wenn jetzt ein Radfahrer so plump durch die unsichere Rinne zirkelt.

„Gönd er i d'Schuel?“

„Ja, de Lehrer achli verrückt ga mache! Er hät jetzt lang gnue Ferie gha.“ Der kleinste unter den Lausbuben erwärmte sich an solcher Rede.

Einem fremden, verummten Bagabunden gegenüber kann man sich diesen übermütigen Spaß leisten, besonders wenn man nicht ahnt, daß er zufällig ein Schulmeister ist.

Gscholzmatt. Die letzten fünf Kilometer habe ich zu Fuß bezwungen. Meine Räder sind weiße Vollreifen geworden. Die Schneekappen auf den Gartensockeln sind bald dreißig Zentimeter hoch. Wenn man so versonnen durch die Dörfer fährt, die man nur von der Landkarte her kennt, purzeln gerne sinngebende oder vergleichende Wortstellungen für die komischen Namen durch den Kopf. So suche ich jetzt eine Matte von Eschen-

hölzern. Umsonst. Aber einen „Bären“ muß die Ortschaft haben, wie es die Regel ist zwischen Emme und Léman. Der einsame Radler hat für solche Studien schrecklich viel Zeit. „Krone“, „Rößli“, „Löwen“, „Bahnhof“. — Da kommt eine Frau. Ob es da auch einen „Bären“ gäbe, muß ich wissen. „Ja gwüß, me geit ...“ Aber ich will ja nicht hingehen und bedanke mich.

Unverschämt schwer, dicht liegt der Schnee. Und die Fahrerin ist schwach, glitschig, trügerisch.

Frech prokt ein Camion daher. Auch auf der Straße gilt das Gesetz: Die Kleinen weichen. Aber eine feine Lauferin hat er mir geschaffen, der rücksichtslose Wagen. Wie dankbar muß ich sein! Mühselig pilgert sich mein Häuflein Wanderschaft durch die trauernde Welt, trüb verhängt und nur langsam, langsam aufheiternd. Die Wasserscheide liegt hinter mir. Allmählich duckt sich die tolle Decke doch, sinkt zusammen, stellenweise bis auf den Grund. Herrlich schwarze Asphaltstriche tauchen auf.

Entlebuch. Das Laubwerk über den Stämmen wird sichtbar. Bunt, entblößt hängt es hernieder, wie ein blumiges Maskenkleid, das im Freien den Mantel ausgezogen hat. Ein sorglicher Bauer schüttelt das kleine Schneebäumchen vor dem Haus. Die Frau flüchtet schnell einen mächtigen Kohlkorb unter Dach.

Ich bin froh, wieder eine griffige, wenn auch

nasse Straße mit sicherer Adhäsion unter mir zu fühlen.

Im Entlebuch begegnet mir der erste Skifahrer, ein kleiner Kerl, flott, sportsmäßig ausgerüstet, als wollte er schon auf der Hauptstraße einen kunstvollen Ehrigel vorführen. Ich will mit ihm einige Worte sprechen — da flieht er ängstlich hinweg zu seinem Kameraden, offenbar, um mit ihm zu beraten, ob es wohl gut wäre, sich mit diesem fremden Manne einzulassen. Nein, das ist kein Sportherz, nicht einmal ein Gentleman.

Dafür erfreut mich einige Meter weiter eine herrliche kleine Stauffacherin. Unter der unbequemen Haube hervor rafft sie sich zu einem herzlichen Grüßchen auf. In solchen Gemütern ist Hoffnung — und viel Liebe muß auch darin sein. Ich will daheim meinen Schulkindern gelegentlich wieder erklären, wieviel ein rechter Gruß wert sein kann.

Soll ich noch erzählen, was hundert Kilometer spiegelnahe Landstraße, kalter Dauerregen und — Radelpech sind? ... von der peinlichen Reparatur mit dem letzten Flickblätz, zwanzig Kilometer vor dem Ziel?

Nein, ich werde den defekten Gummimantel nicht mehr brauchen. Das war die letzte der grünen Fahrten vor der so ganz andern weißen Saison.

Max Schaffner

Nach dem Sommer

Der Sommer singt im Holz der Fässer.
Im Weinberg lücht das rote Laub.
Die sanften Tage werden blässer;
Auf stillen Strassen schläft der Staub.

Wer nur der Werke tun erlernte,
Ist ohne herbstliches Verstehn.
Lass über deines Jahres Ernte
Besinnung und Erkenntnis gehn ...

Um eine Weisheit bist du älter:
Der Taten Ruhm bleibt stummer Stein,
Steigt nicht in dunkler Verse Kelter
Der Worte reif gewordner Wein!

Hans Schumacher